

(Nachdruck verboten.)

101

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstjerna.

Dann kam der Oberst, äußerlich ein wahrer Thor; seine breite Hand fiel schwer wie ein Hammer auf Doktor Lejers edige Schulter.

„Diener, Gustav! Willkommen, Luise! Guten Tag, Kinder! Große Kinder schon! Wie alt ist dies kleine Mädel?“

Er griff fest nach Doras feingerundetem, weichem Kinn, und es blühte dabei mit nicht ganz onkelhaftem Wohlgefallen in seinen grauen Augen auf.

„Siebzehn Jahre!“ antwortete Dora und entzog sich seiner Liebkosung.

„Ja so. Ja—a, die Zeit vergeht.“

Dann hieß es eine alte Tante begrüßen, ein Familieninventarium, deren hervortretendste Eigenschaft eine unheilbare Taubheit war.

Auch Jugend war im Hause: Fräulein Therese: eine zwanzigjährige junge Dame, die ebenso groß wie ihre Mutter, mit derselben oppositionell angelegten Nase wie diese ausgerüstet war, mit französischem Accent affektierte und ein frischfarbened, nach der letzten Mode gearbeitetes Kleid trug.

Dann waren da ihre Brüder, der eine Lieutenant, der andre Diplomat. Der Lieutenant war klein und unterseht, der andre eine vollkommen repräsentable Don-Juans-Erscheinung, von gutem Effekt in jedem Salon.

Es war stets eine wohlgemischte Gesellschaft, wenn Lejers eingeladen wurden, aber gerade kein „Trumpf“. Nur einige Stammgäste, welche grundsätzlich stets dabei sein mußten, gehörten zu dem *crème de la crème*. Jedes Jahr wurde man diesen von neuem vorgestellt; sie konnten sich unmöglich von einem Mal zum andren erinnern, so viele Gesellschaften, wie sie mitmachten.

Nun begann das Servieren des Thees.

Frau Luise und der Doktor saßen der Thür zunächst, so dicht neben einander wie möglich und machten verzweifelte Anstrengungen, liebenswürdig lächelnde Mienen aufzusetzen.

Sven aß und trank nicht. Er stand mit dem Rücken an einen Schrank gelehnt und bemühte sich vergeblich, für seine Hände einen passenderen Zufluchtsort zu finden, als den gewöhnlichen, nämlich die Hosentaschen.

Dora saß unter den andren jungen Mädchen und lauschte ihrem Geplauder. Sie hatte sich nicht getraut, mehr als einen einzigen Zunderkringel zu nehmen, und an diesem nagte sie jetzt wie ein Vögelschen, um ebenso weit damit zu reichen wie die andren. Doch es half nicht, sie war früher fertig und saß nun mit der leeren Theetasse in der Hand verlegen da.

Nachdem ungefähr eine Stunde in lebhafter Unterhaltung vergangen war, — man sprach vom letzten Karlbergsballe, wie wundervoll Fräulein Ekströms Toilette gewesen wäre, mit wem Villy Donnerhjelm sich verloben sollte und ähnlichen Dingen, in denen eine gebildete Gesellschaft zu Hause ist, — wurde vorgeschlagen zu tanzen, und eine junge Dame, welche die Höflichkeit neunundzwanzig Jahre sein ließ, zog geduldig ihre Handschuhe ab und versprach „ein wenig, natürlich sehr schlecht zu spielen“.

Sven tanzte nicht, es konnte für ihn nicht in Frage kommen, eine dieser Pierpuppen aufzufordern. Er setzte sich auf einen Stuhl, nahe dem Ofen, und begann gerade, sich dort sicher zu fühlen, als die fast stocktaube Tante Beate, die eine unglückliche Manie hatte, unterhaltend sein zu wollen, sich zu ihm setzte. Sie sah ordentlich glücklich aus, die gute, alte Frau; es war ein selten guter Treffer, den sie machte, als sie jemand bemerkte, der sich ihr unmöglich entziehen konnte.

Sie neigte sich vertraulich zu ihm und fragte mitleidig:

„Tanzt Du nicht, Sven?“

„Nein, ich kann nicht,“ erwiderte Sven leise, zu einer Notllige greifend, — Tante Beate flüsterte immer, er brauchte sich wohl nicht zu erinnern, daß sie taub war.

„Wie?“ fragte sie ermunternd und rückte noch näher.

„Was sagst Du, Sven? Ich verstand nicht recht. Die Musik schallt so, ist es Polka oder Walzer, was jetzt gespielt wird?“

„Walzer!“ erklärte Sven mit lauter Stimme. Der Saal war zufällig leer, nur Dora saß am entgegengesetzten Ende und glättete nervös an ihren Handschuhen.

„Gar nichts! Na, lieber Sven, da hörst Du schlechter als ich,“ äußerte die Tante Beate überlegen und entfernte sich mit einem gewissen Mir.

„Wollen wir es einmal mit der Française versuchen,“ schlug einige Zeit darauf einer der jungen Herren vor. Der Vorschlag fand Beifall, und bald standen die Paare bereit.

„Hier fehlt noch ein Bisibis!“ rief ein Herr, der mit seiner Dame am Arm unschlüssig dastand und um sich schaute. Lieutenant von Harder lief in allen Zimmern umher und suchte. Endlich kam er mit einem verspäteten Gast, der höflich um Entschuldigung bat wegen seines späten Erscheinens, zurück.

„Du kommst wie ein rettender Engel,“ sagte mit Pathos der Herr ohne Bisibis. „Schaffe Dir jetzt nur eine Dame!“

„Da sitzt ja ein junges Mädchen wie vom Himmel gefallen,“ scherzte ein andrer Wigbold. „Das kann ja nicht besser für einen Engel passen.“

„Ja, freilich, Dora,“ sagte Fräulein Therese.

„Ich werde die Vorstellung besorgen,“ sagte Lieutenant von Harder bereitwillig.

„Lieutenant Erdmann — Fräulein Lejer.“

„Darf ich die Ehre haben, gnädiges Fräulein!“ sagte der Lieutenant und machte dabei eine Armbewegung, welche andeuten sollte, daß Dora dankbar ihre Hand gerade in die bezeichnete Richtung legen sollte.

Dora erhob sich errötend. Sie konnte sehen, daß ihr manch neidischer Blick folgte; es war also ein beliebter Herr, mit dem sie tanzen sollte. Er grüßte nach allen Seiten und mußte ein wahres Kreuzfeuer von Fragen, welche die jungen Damen an ihn richteten, beantworten. Als die erste Tour zu Ende war und die zweite begann, schien es ihm einzufallen, daß er eine kleine, stille, vernachlässigte Dame an seiner Seite hatte, und er begann versuchsweise:

„Ich habe gnädiges Fräulein bestimmt schon einmal gesehen, auf irgend einem Ball, obgleich ich mich im Augenblick nicht genau erinnere, wo?“

Dora, die nie einen Ball besucht hatte, fühlte sich verlegen. Die bestimmt verneinende Antwort, die sie geben mußte, kam fast gedrückt heraus. Ach, wenn sie doch hätte plaudern und lachen können wie die andren Mädchen, sie ahnte nicht, daß deren Fröhlichkeit oft nur eine Kunstleistung war, wie sie in Ateliers für guten Ton eingeübt werden, um dadurch die Zukunftspläne zu fördern.

Der Lieutenant sah die „kleine, dunkle Hexe“ an, die er am liebsten einmal tüchtig im Kreise herumgewirbelt und dann in einer Ecke des Saales hingesezt hätte; sie war noch zu ungefedert, und dann sann er nach, worüber er mit ihr reden sollte. . . Theater und Musik standen auf dem Repertoire seiner Ballunterhaltungen, doch ob das kleine Mädchen etwas von schöner Kunst verstand, war eine andre Frage.

„Lieben gnädiges Fräulein die Musik?“

„Ja, außerordentlich.“

„Nun, was sagen gnädiges Fräulein denn zu dem letzten philharmonischen Konzert, war es nicht großartig?“

„Ach war nicht da.“

„Nicht, — aber gnädiges Fräulein studieren vielleicht Musik, — sind vielleicht auf dem Konservatorium?“

„Nein!“

„Oh . . . hm. Laufen gnädiges Fräulein vielleicht Söslittichub?“

„Ja, fast jeden Nachmittag.“

„Im Idrottspark natürlich, das ist ja der Lieblingsplatz aller Damen.“

„Nein, ich pflege nicht dort zu laufen.“

„Nicht?“

Sie war gewiß vom Lande oder, — der Lieutenant nahm sie etwas näher in Augenschein, — o, daß er das nicht sofort gesehen hatte: eine arme Verwandte! Es war nur ein Glück, daß die Française jetzt zu Ende war.

Er bot ihr den Arm, führte sie in den Salon zu den älteren Damen, verbeugte sich und ging.

Dora blickte ihm sehnsüchtig nach. Seine schlank, elegante Figur nahm sich besonders vorteilhaft in dem gut-

fliegenden Frack aus, der Gang war militärisch distinguiert, der Kopf hochgetragen.

Gerade so mußte ein Gentleman aussehen, dachte sie, und er verdiente auch diese Bezeichnung, aber ob er sich ebenso stattlich in einem Arbeitskittel oder einem verschossenen Rock ausgenommen hätte, oder — gab es vielleicht verschiedene Sorten von Gentlemen, für den Salon und fürs Leben? Alle diese Fragen Doras erhielten keine Antwort; das Leben ist in den meisten Fällen ein Lehrbuch ohne Erklärungen, und es fordert Erfahrung, um es zu verstehen.

Trotz dieser frühreifen Reflexionen fühlte Dora sich begeistert. Das Geiseloze in der Unterhaltung verdunstete, und sie sah nur das hübsche, männliche Gesicht, lauschte in Gedanken der tiefen, angenehmen Stimme, die jedem Worte einen mythischen Inhalt verlieh.

Sie fing an, Vergleiche zwischen den kleinen Gesellschaften, die sie gehabt, und dieser zu ziehen. Zu Hause bei ihnen hatte man ungleiches Geschirr, Kaffeebrot, das sättigen sollte, und natürlich zusammengeliehenes Silber. Die Gäste waren stets dieselben: Hedwins und Erikssons, eigentlich Svens Bekannte.

Sollte getanzt werden, war stets erst ein ungemütliches Beiseitesetzen und Rollen der Möbel, und sollte gar das alte Sofa abgeschoben werden, fiel regelmäßig das eine Hinterbein ab, psui! Und dann die Unterhaltung!

„Es soll also getanzt werden, na, dann man zu! A la bonheur, wie der Deutsche sagt!“ war Frig Erikssons, des Kolonialwarenjünglings, stehender Witz.

Dora fiel jetzt erst so recht auf, wie dürftig und altmodisch der Mutter Kleid aussah, ein aufgearbeiteter schwarzwollener Rock und eine Sammetbluse, welche sie wenigstens seit fünf Jahren fürs beste gehabt hatte, dazu eine kleine kunstvolle Haarfriur, an Form fast einem Hahnenkamm gleichend.

„Arme, kleine Mutter!“ dachte Dora und nickte der Mutter verstohlen zu, die wie ein schmaler Bindestrich zwischen zwei dicken Damen saß und andächtig lauschte, wie diese mit ernster Wichtigkeit ihre Stammbäume durchgingen.

Dora dachte in ihrem stillen Sinn darüber nach, ob diese Damen jedesmal, wenn sie sich trafen, ihre Stammbäume mit den Wurzeln umgrüben und umpflanzten oder ob eine gütige Vorkehrung es so gefügt hatte, daß sie gerade bei dieser Umpflanzung zugegen war.

Die schüchterne Frau Lejer warf hier und da ein Wort in die Unterhaltung, es hörte sich aber so eigentümlich verlegen an, daß man sofort merkte, daß sie keine tägliche Übung in gebildeter Konversation hatte.

Doktor Lejer hatte an einem Whisttisch Platz genommen, wobei er sich indessen ziemlich schlecht stand; er war zerstreut, finster und unbeholfen, ohne sich auch nur für einen Augenblick zusammennehmen zu können.

Während im Saal die Tische zum Souper gedeckt wurden, bildeten die jungen Leute einzelne Gruppen in den verschiedenen Nebenräumen. Dora, die sich überflüssig neben den anderen fühlte, nahm ihre Zuflucht zu Fräulein Theresens Zimmer, in dem es still und leer war.

Sie fühlte sich wohl in diesem künstlerisch eingerichteten Miniaturmuseum vornehmen Geschmacks, und sie schätzte die Menschen, welche einen kleinen Winkel im Hause, dem sie ihren Individualitätsstempel aufdrücken konnten, ihr eigen nannten, unbeschreiblich glücklich.

Um halb elf Uhr wurde das Souper serviert.

Die Oberstin ging mit ihrem lebenswürdigen Lächeln einladend umher, ihr folgte die Tochter, ebenfalls lächelnd und zufrieden aussehend, mit dem, was man den Gästen bot.

Frau Lejer trat an Sven heran und fragte in leisem Tone:

„Gast Du den Summer gesehen? Davon ist mir tüchtig, mein Junge!“

Sven zupfte sie warnend am Kleide.

Die Mutter verstand ihn.

„Ja, da ist niemand, der uns hört!“ sagte sie beruhigt.

Jetzt kam Dora.

„Steht nicht so allein für Euch und redet,“ bat sie, „das sieht so häßlich aus.“

Doch da brauste Sven auf.

„Das geht niemand etwas an,“ erklärte er, „die haben nichts mit uns zu thun.“

„Still,“ sagte die kleine Frau Luise beschwichtigend.

„Hier seid Ihr ja, meine Lieben!“ Die Oberstin klopfte Frau Lejer auf die Achsel. „Eht vor allen Dingen, bitte!“

Na, in diesem Jahre macht wohl Günther sein Abiturientenexamen?“ Die Oberstin hatte anscheinend das Gefühl, daß sie etwas andres als: Bitte eht! sagen müßte. „Und Du, Dora, womit beschäftigst Du Dich jetzt?“

„Ich helfe Marie Luise nähen.“

„Ja, das ist ja sehr nett. Nimm nun etwas Braten, Kind!“

Sie segelte jetzt weiter, zu andren Gästen, indem sie sich Mühe gab, niemand zu vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kuriose Spezialärzte.

Das Spezialistentum gilt als eine Errungenschaft der modernen Medizin. Neu an ihm sind aber nur die vorzüglichen Leistungen unfrer hervorragenden Augen-, Ohren-, Frauenärzte und andrer Spezialisten. Die Teilung der Arbeit auf medizinischem Gebiete ist an sich uralte. Es war dem Menschen von Anfang an zu beschwerlich, den Geist der Gesamtmedizin zu erfassen; viele Heilkünstler zogen es vor, sich auf ein enges, begrenztes Gebiet zu beschränken, und gerade die ungelehrte Volksmedizin zeitigte eine Fülle von Spezialisten.

Außer dem wirklichen Arzt teilen sich nach einem Bericht von Fossel bei dem Bauernvolk Steiermarks folgende „Spezialisten“ in die Praxis: 1. Der Bauern doktor oder Harnbeschauer, 2. die Doktorin, 3. die Hebamme, 4. der Bruchrichter oder Beinbruch doktor, 5. der Chirurgus oder Barbierer, 6. der Zahnreißer, 7. der Schmied, 8. der Abbeder, 9. die Aderlaß- und Schröpf-Männer und -Weiber, 10. der Abbeter, 11. der Krämer, 12. der Apothefer, 13. der Pfarrer. In anderen Gegenden sieht es nicht besser aus, vielmehr würde die Liste des Heilpersonals noch länger ausfallen.

Prüft man vollends die Medizinalangelegenheiten der Naturvölker, so findet man auf den Urstufen der Kultur eine solche Menge von Spezialärzten, daß man fast zu der Annahme verleitet wird, daß das Spezialistentum den Anfang der Heilkunde bildete, und Arzte, die sich mit der Heilung aller Krankheiten befassen, erst in späterer Zeit mit fortschreitender Bildung und beim Erwachen der wissenschaftlichen Forschung austraten.

Die Kaffern haben, wie Vartels in seiner „Medizin der Naturvölker“ berichtet, nicht weniger als acht verschiedene Arten von Doktoren. Der eine heißt „Doktor des Spatens“, wobei man „zum Wurzelgraben“ zu ergänzen hat. Er ist also, wie wir sagen würden, ein Kräuterarzt. Diese Herren Doktoren haben eine große Kenntnis von heilbringenden Kräutern, besonders gegen die Bisse der giftigen Schlangen und andren Gewürms. Sie geben nur Medizin und beschuldigen nicht der Zauberei, sondern sie meinen, die Krankheit läme von dem Uhili, der sich im Wasser aufhält. Anders die „Doktoren des Zumachens oder Verstopfens“. Sie verstopfen das Herz eines Menschen, der sich Herereien zu schulden kommen ließ, damit er nicht an solche Sachen denke. Sie geben ihm Medizin und waschen ihn, wofür der Bekandelte eine Kuh schlachten und Vieh bezahlen muß. Gefürchtet sind die „scharfen Doktoren“; ihres Amtes ist, denjenigen herauszurücken, der eine schadenbringende Hererei ausgeführt hat. Diese Arzte treiben vielfach Politik, sieshen mit Häuptlingen im Bunde und helfen, unliebsame Personen zu beseitigen.

„Zauberei“ spielt in der Medizin der Naturvölker die Hauptrolle. Daneben kennt man aber vielfach auch wirklich nutzbringende Behandlung. Auf der Insel Bali giebt es z. B. „Bauchdoktoren“; eigentlich sind sie Masseure, die durch Reiben und Kneten des Bauches Krankheiten zu beseitigen suchen. Zum Teil sind sie vernünftiger als manche Kurpfuscher-Masseure bei uns zu Lande, denn sie wenden ihre Künste nur bei aufgetriebenem Leibe an und befassen sich nicht mit dem Heilen andrer Darnleiden.

Einen schönen Einblick in das Urspezialistentum gewährt das Studium des Medizinalwesens auf der Insel Jang, einer der wichtigsten von den deutschen Karolinen. Darüber hat neuerdings der Regierungsrat Dr. Vorn einen interessanten Bericht veröffentlicht. Danach befinden sich die einzelnen Arzte von Jap in beneidenswerten Verhältnissen. Die Natur, die große Nährmutter, giebt ihnen des Leibes Notdurft und Nahrung umsonst her und sogar noch etwas darüber, so daß sie ihren Beruf ganz nach ihrem Belieben, frei von allen Sorgen und Nebeneinflüssen ausüben können. Eine Konkurrenz giebt es nicht unter ihnen, denn das ganze Gebiet ihrer Medizin ist in streng gesonderte Spezialzweige eingeteilt, deren jeder in jeder der acht Oberhäuptlingschaften seinen Vertreter hat. Der eine dieser Spezialisten ist Hautarzt; beide kurieren mit Brei- oder Salbenumschlägen, die sie aus verschiedenen Kräutern bereiten. Ein dritter hat eine etwas merkwürdige Spezialität; er bereitet allerlei schöne Tränke, die Jap schöne Kinder sichern sollen. Am interessantesten ist aber die Thätigkeit des Vertreters der Militärmedizin, des Kriegschirurgen. Jetzt muß er allerdings feiern, da seit Einführung der deutschen Schutzherrschaft auf Jap tiefer Frieden herrscht. Früher aber, als die einzelnen Ortschaften sich unaufföhrlich bekriegten und blutige Speergefechte an der Tagesordnung waren, da blühte sein Handwerk; er hat gewiß auch mit seiner Kunst manchem geholfen, den der Holzspeer des Gegners getroffen hatte.

Der Kriegschirurgus tritt schon bei der Mobilmachung in Aktion. Augen, hieb- und stießfest kann er die in den Kampf ziehenden Stieger

nicht machen. Er ist viel zu klug und zu erfahren, um durch solches Gebaren seinen Ruf aufs Spiel zu setzen. Aber er giebt den Kriegern Medikamente, die vor den gefährlichsten Leber- und Herzverletzungen schützen und Speerstücke weniger gefährlich machen sollen. In die Schlacht zieht auch der Kriegschirurgus mit. Hat ein größeres Geschicht stattgefunden und liegen viele Verwundete auf der Waghstatt, so geht der Arzt zwischen diesen umher, im Munde den Schaft und die Frucht einer Pflanze laudend. Mit dem angesammelten Saft speit er den Daliegenden ins Gesicht. Bleibt jeder Reflex im Gesicht aus, so ist das für ihn ein Zeichen, daß er eine Leiche vor sich hat, an die er keine kostbare Zeit nicht zu verschwenden braucht. Kneift der so Behandelte aber die Augen zusammen oder giebt sonst irgend ein Lebenszeichen von sich, so wird er aufgehoben und in Behandlung genommen. Diese besteht zumeist in Umschlagen aus zerstampften Pflanzenblättern oder Aufgüssen, die innerlich genommen werden.

Außer diesem Kriegschirurgus giebt es noch einen andern chirurgischen Spezialisten für — Friedensverletzungen. Bei diesem lernte Dr. Vorn ein interessantes Mittel kennen. Es scheint örtlich schmerzstillend zu wirken und besteht aus geriebenen Blüten und Stengeln der „Amrutisch“, einer kleinen rötlich blühenden Pflanze. Es wird bei Knochenbrüchen auf die verletzte Stelle gestrichen, damit der Verletzte bei Einstellung der Knochenenden keine Schmerzen verspürt. Auch sonst wird es gegen Neuralgie und rheumatische Affektion mit angeblich gutem Erfolg angewandt. Die andern zahlreichen Medikamente dieses Friedensarztes sollen hauptsächlich gegen die üblen Folgen des Sturzes von der Kokospalme beim Nüsseabpflücken wirken — einer Unfallverletzung, die in Jong sehr häufig vorkommt.

Diesen im Lande angesehenen Spezialisten ist unerwartet ein Konkurrent entstanden in dem deutschen Regierungsarzt, der auf Jong sogar ein Krankenhaus für Eingeborene begründet hat, und sich eines großen Vertrauens von Seiten der gutmütigen und heiteren Bewohner der Insel erfreut. Er beherrscht natürlich alle Fächer der Medizin und heilt zum Erstaunen seiner farbigen Kollegen und Patienten alle Krankheiten.

Einen Gegensatz zu diesen ehrlichen Spezialisten von Jong bilden die Zauberärzte der Tonnilan auf Ceylon. Einer von ihnen war eines Leidenraubes beschuldigt. Man nahm bei ihm eine Haus-suchung vor und fand in der That die Leiche eines Kindes. Bei dieser Gelegenheit fiel der Besörde auch eine Sammlung von Rezepten in die Hände. Es handelte sich in ihnen um die Herstellung schädlicher Mischungen und Gifte für alle nur denkbaren Fälle: um die Liebe eines Weibes zu erlangen, um eine Entzweiung zwischen dem Gatten und der Gattin zu bewirken, um von einem Dämon besessen zu machen, um Krankheiten zu verursachen, um den Tod eines Feindes zu veranlassen. In der beträchtlichen Sammlung von „Hausmitteln“ war unter den zahlreichen Rezepten auch nicht ein einziges, um Krankheiten zu heilen!

Eine indische Spezialität sind die „bellenden Ärzte“ oder besser gesagt die „bellenden Ärztinnen“, weil die nur zumeist von Weibern ausgeführt wird. Sie pflegen die Krankheit herauszufangen, und bei dieser Prozedur heulen sie wie ein Hund vor dem Patienten und bellen stundenlang.

Charakteristisch ist auch die häufiger wiederkehrende Ausbildung eines ärztlichen Spezialitents für Arm und Reich, Hoch und Niedrig. Bei den alten Peruanern gab es Ärzte, die sich mit dem gemeinen Volke nicht beschäftigten, sondern nur in den höheren Gesellschaftsklassen, bei den höheren Beamten, den Priestern, den Inta praktizierten. Die Japaner, die jetzt so ausgezeichnete Ärzte, darunter tüchtige Forscher besitzen, hatten früher auch zwei Ärzteklassen: Volksärzte und Fürstenärzte. Die ersteren entkamen den unteren Klassen der Adrebauer, Handwerker und Kaufleute, die letzteren der ritterlichen Samuraiaste. Aber zu Fürstenärzten wurden nur diejenigen Samuraisöhne bestimmt, die wegen körperlicher und geistiger Gebrechen untauglich zur Erlernung des Kriegerhandwerks waren; verwaandene, hinkende, sonst verunstaltete und schwächliche Nachkommen. Natürlich empfanden die jungen Leute diese Standeswahl als eine Herabsetzung, und betrachteten ihren Stand ihr Leben lang als ein notwendiges Uebel und als eine jeder weiteren besonderen Anstrengung unwürdige Sinecure. Die Siamesen haben noch heute nach diesem Muster mehrere Arten von Ärzten, wie die Ärzte des Königs, die Ärzte des Adels und die Ärzte des Volkes.

Schließlich seien als kuriose Spezialisten noch „die Träumer“ auf den Andamanen genannt. Sie rühmen sich der Eigenschaft, im Traume die Geister der Verstorbenen oder Kranken zu sehen und von ihnen Auskunft über Krankheiten und deren Heilung zu erhalten. —
C. Falkenhörjt.

Kleines feuilleton.

rz. Vergesslichkeit. Das Dienstmädchen hatte dem alten Handwerksburschen einen Teller Suppe hinausgerückt, den er nun auf der Treppe verzehrte. Dabei grübelte er über den Namen nach, den er soeben am Thürschild gelesen: „Sentsifaf“ und darunter den Titel: „Schlosserrmeister“. Das hatte etwas in ihm aufgeweckt, er suchte noch nicht recht was. Der Name war gewiß selten — und doch war er ihm schon einmal in seinem Leben begegnet. Aber wann? Aber wo? „Sentsifaf“, „Sentsifaf“; der Alte murmelte es beim Löffeln seiner Suppe vor sich hin und schüttelte den struppigen Kopf. Es mußte schon sehr, sehr lange her sein. . . .

Die Suppe war gegessen. Der Handwerksbursche sah noch immer auf den Treppentufen, den leeren Teller im Schoß, und

grübelte. In seinem Gedächtnis rollte sich der Faden der Erinnerung nur sehr unordentlich ab. Es wollte sich nicht ordnen zu klaren Gedankenreihen, aus denen er den Namen zu fischen gedachte. Es mußte ungeheuer viel dazwischen liegen, seit er ihn zum erstenmal gehört.

Blötzlich tauchte ihm blitzartig eine Situation aus seinem Reiseleben auf: Da sahen zwei junge Burschen im Walde, nahe bei der Landstraße, und aßen einen Hering, den sie sich im letzten Dorfe gekauft hatten. Den letzten Groschen hat er gelöstet. Dem Grübelnden trat klar vor Augen, wie sie diese Mahlzeit geteilt hatten, wie der Fisch durchschnitten und wie dann geraten wurde: Müden oder Schneide? Und der das obere und fetteste Stück erwischte — das war Sentsifaf. Ja, nun wurde es ihm immer deutlicher. Sie hatten sich in einer Herberge getroffen und waren, weil Berufskollegen, miteinander weiter gewandert. Schlosser — auch das war richtig.

Das Dienstmädchen stand schon ein Weilchen in der Thür und beobachtete den Alten. Eh' der auch sein bißchen Suppe vertilgte! Das dauerte ewig. „Schlafen Sie man nicht ein, Männchen!“

Der Alte hob den Kopf und lächelte: „Ne, Fräuleinchen. Es is bloß — mir is da nämlich was eingefallen.“ Er stand auf und tippte mit dem Finger auf ihren bloßen Arm: „Sagen Sie mal: Ihr Herr, das is doch so'n Schlanter mit 'n schwarzen Schnurbart?“

„Schlan!“ Das Mädchen lachte. „Früher is er vielleicht mal schlant gewesen. Jetzt: keene Spur. Aber 'n schwarzen Bart — ja, über und unter de Lippe.“

„Es is nämlich 'n alter Freund von mir.“
„Von Ihnen?“ Sie musterte ihn von oben bis unten. „Erzählen Sie mir man keene Märchens. Die Freunde von meine Herrschaft haben andre Hosen an.“

Der Alte ließ den Blick an seinem Anzug hinuntergehen und murmelte etwas Undeutliches. Dann neigte er sich geheimnisvoll zu dem Mädchen: „Solche Hosen hat Ihr Herr auch 'mal angehabt.“

„Was?“ Sie sah ihn ungläubig an und wandte sich zur Thür — ein fester Schritt war auf dem Korridor hörbar geworden —: „Herr Sentsifaf!“

Ein großer schwarzbärtiger Mann trat in den Thürrahmen. „Das will 'n Belannter von Ihnen sein.“

„Quatsch!“ Sentsifaf musterte den Alten geringschätzig. Der nidte ihm lächelnd zu: „Ja, ja! Wir war'n zusammen auf der Walze, alter Freund.“

„Walze?“ Der Schlosserrmeister suchte. Wie ein Erinnerung ging's über sein Gesicht. Dann sagte er kalt: „Das is 'n Irrtum. Das wird toll 'n andrer gewesen sein.“

„Ne, ne. Es is bloß schon lange her.“ Der Alte kramte wieder in seinem Gedächtnis. „So an die zwanzig oder dreißig Jahre. Da unten, nach'm Badischen 'rein war's. Ihr Weid' haben da zusammen im Wald gefessen und 'n Hering verpeist. Und Du hast 'n Kopf gekriegt — weiß ich noch wie heute.“ Er lachte und nidte vor sich hin.

Dem Schlosserrmeister stieg's rot in das Gesicht: „Vor allen Dingen 'mal nich so intim, alter Junge! Schließlich erzählen Sie hier noch, ich hab' mit Ihnen eingebrochen, was?“

„Eingebrochen?“ Der Alte schüttelte den Kopf. „Ach so! Ne, ne!“ Er lachte auf. „So weit sind wir noch nicht. Aber gefochten — gefochten hast' mit mir! Ja! 'n Hut hast' in der Hand gehalten — wie ich heut' bei Dir. Ich hab' Suppe gekriegt — ich dank' Dir schon.“

„Au bringen Sie bloß keine Dinger auf!“ Sentsifaf war wütend. „Ich kenn' Sie nich. Damit basta!“ Er wollte in die Thür.

Der andre hielt ihn am Ärmel fest: „Heinrich! Rich wahr — Du heist doch Heinrich!“

„Es giebt 'ne Menge Heinrichs.“
„Schon. Aber der andre Name. Und dann: Schlosser. Ich bin doch auch Schlosser. Hab' Unglück gehabt, viel Unglück.“ Und als der andre teilnahmslos blieb: „Denk' doch 'mal nach! Mügel heiß ich, Herrmann Mügel!“

„Kann' ich nich!“ Sentsifaf sah mit kalter, fremder Miene über ihn hinweg.

„Wir sind doch aber 'n halbes Jahr bald zusammen getippelt!“
„Wir?“ Der Schlosserrmeister sagte ihn hart an. „Wir nich! Mann! Se wolln mich toll in Verruf bringen in mein' Haus? Vorwärts, marsch!“

„Verruf?“ Der Alte sah ihn verständnislos an. „Ach so. Bist 'n großer Herr jetzt. Und Dein Hans? Sieh, sieh.“ Er nahm einen Rodzypfel seines ehemaligen Reisefameraden. „Keines Tuch.“ Dann hielt er eine Ede seines verhoffenen Jadedes dagegen. „Das is 'ne andre Sorte! Jaja, so is das Leben, Heinrich.“

„Also, was woll'n Sie von mir?“ Sentsifaf schrie's ihm fast in das Gesicht. „Ach so“ — er griff in die Tasche.
Der Alte sagte mit beiden Händen den Arm des andern: „Heinrich! Sag' mal: hast' nich 'n bißchen Arbeit für mich.“ Wittend klang's.

„Nein!“ Sentsifaf schüttelte ihn von sich. „Für so'n alten Walzbruder hab' ich überhaupt nie Arbeit!“

„So, so.“ Der Handwerksbursche trat einen Schritt zurück und sah nachdenklich vor sich nieder. „Für so'n alten Walzbruder . . . ja, siehst, so sagt ein jeder. Und ich werd' immer älter dabei.“

Darum eben muß ich meine Suppe heut' noch auf der Treppe essen. Hast kein Bech gehabt, Heinrich. Kannst in der Stub' am Tisch sitzen. Weißt nicht mehr, daß Du früher auch mal Deine Suppe auf der Stiege gelöffelt hast."

Dem Schlossermeister traten die Augen vor, als er schrie: „Ich bin feimmal auf der Walz' gewesen, verstanden?“ Er wandte sich zum Mädchen: „Der Kerl is krank; er phantasiert.“ Da! Er drückte dem Alten mit heftiger Geberde ein Markstück in die Hand, „und nu mach, daß Du weiter kommst!“ Damit verschand er im Korridor. Verwundert stand das Mädchen. „Daraus werd' einer Klug!“

Der Alte drehte das Geldstück in seinen Händen und besah es sich. „Ja ja, Kräuleinchen. Wenn der Mensch alt wird! Es is Bergepligkeit bei ihm. Bloß Bergepligkeit.“ Und vor sich hinkichernd, stieg er die Treppe hinab. —

— Ein Drecksün. Der „Kölnischen Zeitung“ wird geschrieben „L'Agonie“, ein Roman aus der Feder Jean Lombards, hat in den letzten Jahren in Paris und Frankreich einen ungewöhnlich starken buchhändlerischen Erfolg gehabt, der sich ausschließlich aus der Modeschwärmerie erklärt, die Sienkiewicz „Quo Vadis“ für Stoffe aus dem Zeitalter Peros gewedt hatte. Bis dahin war — „L'Agonie“ stammt aus dem Jahre 1888 — die Arbeit Lombards und mit ihr ihr Verfasser so gut wie unbekannt geblieben. Nur gleich nach dem Erscheinen wurde ein wenig von dem Roman gesprochen, weil beim Pariseiler Staatsanwalt ein Antrag auf strafgerichtliche Verfolgung Jean Lombards wegen Unzüchtigkeit seines Romans gestellt worden war. In dem Antrag den ein „entrüsteter Republikaner“ gezeichnet hatte, hieß es: „Der Buchhändler Sabine hat unter andern mehr oder minder straffälligen Büchern auch einen Roman unter dem Titel „L'Agonie“ veröffentlicht, der der Moral und den guten Sitten durchaus zuwider ist. Der Verfasser, Herr Jean Lombard ein Revolutionär, den ganz Pariseille sehr wohl kennt, hat darin mit Wohlbehagen Szenen voller Ausschweifungen in einem Maße gehäuft, wie es bisher, glaube ich noch nie ein Schriftsteller gethan hat. Ich bin der Ueberzeugung, daß das Buch für unsre schon so durch die naturalistischen Romane verderbte Jugend nur gefährlich sein kann. Sie werden also Ihre Pflicht thun, wenn Sie den Verfasser und besonders den Verleger vor Gericht verfolgen.“ Der Staatsanwalt aber gab dem Ersuchen keine Folge und so blieb Lombard noch auf Jahre hinaus ungelesen und wenig genannt. — Die Geschichte wäre alltäglich, wenn nicht, wie jetzt bekannt wird, Jean Lombard selber jenen Brief an die Anklagebehörde geschrieben hätte. —

Aus dem Tierleben.

— Ente und Storch. Vor ein paar Jahren konnten medlenburgische Ernte-Arbeiter während ihrer mühsamen Beschäftigung eine ergötzliche Episode aus dem Tierleben beobachten. Das Feld, auf dem geerntet wurde lag unmittelbar an einem kleinen Flusse welcher zu beiden Seiten mit niedrigen Gräsern und mit Schilf bewachsen war. Schon lagen nach der Flußseite hin die Garben Reihe an Reihe, und Meister Langbein schritt gravitatisch daher, um seinen Hunger an den solcherorts häufigen Fröschen zu stillen. Da hörten plötzlich die Schmitter ein lautes, durchdringendes und dabei ängstliches Geschrei einer Ente, die im Schilf sitzen mußte. Die Töne erschallten gerade aus der Gegend, wo der Storch in nicht zu großer Entfernung vom Flußufer jagte. Was gewahrte man auch die Ente wie sie den Schnabel weit aufsperrte um fortwährend aus Leibesträften schrie, während das Gefieder gestäubt war. Dabei verwandte sie keinen Blick von dem auf sie zuschreitenden Storch. Je näher dieser ihr kam, desto unruhiger wurde das Verhalten der Ente. Plötzlich schwang sie sich auf, flog geradewegs auf den vermeintlichen Feind den Langbein zu und warf sich mit solcher Wucht gegen die Brust des Storches, daß dieser fast das Gleichgewicht verlor und es unmittelbar darauf vorzog, vor so einem gefährlichen Feinde das Feld zu räumen. Eine geraume Strecke davon ließ er sich wieder nieder, blickte etwas verwundert über diesen merkwürdigen Angriff um sich und ging dann seiner gewohnten Beschäftigung nach. Die Ente hatte das Feld behauptet. Sie quakte anfangs noch so laut wie sie konnte, beruhigte sich aber bald und wadelte nun wieder dem Schilf zu.

Das Ereignis hatte sich natürlich schneller abgespielt, als es sich erzählen läßt; höchstens ein paar Minuten hatte die Arbeit der Schmitter geruht. Nun aber drängte sich die Frage nach dem Warum auf. Was hatte die Ente veranlaßt, einen so kühnen Angriff zu wagen? Eine Unterjochung des Uferschilfes sollte Klarheit schaffen: man fand nicht weit vom Rande des Nest der Ente mit vollem Gelege. Es war klar: die brütende Ente hatte den heranfliegender Storch gewahrt und eine Gefahr für ihr Gemiß als bestehend erachtet. Zunächst hatte sie mit höchem Schelten den Feind vertreiben wollen, und als dieses nicht half, war sie zum thätlichen, erfolgreichen Angriff übergegangen. Möglich ist auch, daß die Ente in dieser Beziehung schon trübe Erfahrung mit dem Storch gemacht hatte, daß ihr bei früherer Gelegenheit vielleicht auf solche Weise ein Gelege zerstört war; denn daß der Storch sich dergleichen Mäuserieen zu Schulden kommen läßt, steht außer Zweifel. Interessant ist an dieser Beobachtung zweierlei: zunächst die Thatsache, daß ein im allgemeinen für dumm geltendes Tier wie die Ente von so tiefer Mutterliebe besetzt ist, daß sie eine derart gewagte Abwehr unternimmt. Dann aber auch die Erkenntnis

daß ein Tier, mag es auch noch so plump und unbeholfen scheinen, meist doch ein Mittel zur Hand hat, um selbst größere Feinde mit Erfolg aus dem Felde schlagen zu können. —

(„Nerthus“.)

Meteorologisches.

— In der letzten Sitzung der Berliner Meteorologischen Gesellschaft berichtete Professor Säring vom Meteorologischen Institut über die Ergebnisse des internationalen Wollenjahres. Während eines ganzen Jahres wurden von den Observatorien in Vosselop, Pawlowst, Uppsala, Potsdam, Toronto, Blue Hill, Washington, Manila und Batavia täglich photogrammetrische Wollenaufnahmen gemacht, um die Höhe und Geschwindigkeit der Wollen zu ermitteln. In Potsdam allein wurden 5500 Aufnahmen von Wollen in diesem internationalen Jahr gemacht, deren Ergebnisse der Vortragende in fesselnder Form erörterte. Die mittleren Höhen der einzelnen Wollen sind im Sommer höher als im Winter; so er giebt sich die mittlere Höhe der Cirrus- oder Federwollen im Sommer zu 9240 Meter, im Winter zu 8660 Meter. Bedeutend niedriger sind dagegen die Cumulus- oder Haufenwollen; im Sommer beträgt ihre durchschnittliche Höhe 1770, im Winter 1600 Meter. Die höchsten Wollen erreichten bei Potsdam eine Höhe von 18 000 Meter, im nördlicheren Vosselop war die höchste Höhe circa 10 000, während sie in dem tropischen Manila 20 000 Meter betrug. Die Geschwindigkeiten der einzelnen Wollen sind sehr verschieden; am schnellsten bewegen sich die höchsten Wollen: die Cirren mit ungefähr 20—25 Meter in der Sekunde; bei den niedrigen Wollen, den Cumulis, ist die Geschwindigkeit im Durchschnitt nur etwa 10 Meter in der Sekunde, jedoch können auch hier erhebliche höhere Werte erreicht werden. Die Dike der Wollenschichten beträgt im allgemeinen bei den Haufenwollen 300—360 Meter, eine Ausnahme bilden die Gewitterwollen, die oft eine Mächtigkeit von mehreren Tausend Metern haben. —

Humoristisches.

— Im ersten Schred. Doktor (zum Bauern, der einen komplizierten Scheinleibbruch erlitten): „Ich fürchte, das wird ein langer Prozeß werden.“

Bauer: „Broni, Du Gans, hast leicht den Advokaten g'rufen, statt 'n Doktor?“ —

— Seine Auffassung. Schwiegermutter: „So, die Mitgift behalten Sie und meine Tochter schicken Sie einfach zurück ins Elternhaus!“

Schwiegersohn. „Na ja, ich hatte doch seiner Zeit in meinem Heiratsgesuch geschrieben: Nicht konvenierendes retour.“ —

— Von der Schmiere. Direktor: „Mein, Balthasar, den König können Sie nicht in zerrissenen Stiefeln geben; wenn Sie keine halbwegs ganzen haben, müssen wir halt auf dem Theaterzettel den König als g'hitrrant ausgeben und die Füß einwickeln.“ — (Wegendorfer Blätter“.)

Notizen.

— „Prinzessin Braut“, ein vieraktiges Lustspiel von Hans Erdmann, ist vom Schauspielhaus zur Aufführung angenommen worden. —

— Von der österreichischen Censur. Gerhart Hauptmanns Drama „Die Weber“ wurde in Graz vor der Censur freigegeben. — Auch Werkmanns „Liebes sünden“ dürfen im Wiener Raimund-Theater aufgeführt werden, jedoch muß die Hauptrolle des Pfarrers in die eines Bürgermeisters umgewandelt werden. —

— Das erste große Konzert der Wagner-Vereine (Dirigent Dr. Muck) findet am 16. November in der Philharmonie statt. Zur Aufführung gelangen Werke von Verlioz, Liszt und Wagner. —

— Siegfried Wagners neue Oper „Der Kobold“, für deren Uraufführung anfangs Leipzig ausersahen war, wird zuerst in Hamburger Stadttheater, und zwar voraussichtlich schon im Januar, gegeben werden. —

— Der zweite Kunstsziehungstag in Weimar. Zu den Verhandlungen, die an drei Sitzungstagen programmmäßig erledigt wurden, hatten sich gegen 300 Personen, darunter viele Schulmänner und eine Anzahl Schriftsteller eingefunden. Die Debatten drehten sich um die künstlerische Erziehung der Jugend im Hinblick auf deutsche Sprache und Dichtung. Es wurden Vorträge gehalten über: Lesen, Vorlesen und mündliche Wiedergabe des Kunstwerks (Otto Ernst-Hamburg) — Der mündliche Ausdruck (Pfarrer Gaadenberg) — Der schriftliche Ausdruck (Professor Diez-Stuttgart) — Das dichterische Kunstwerk in der Schule (Heinrich Hart und Professor Lehmann-Berlin) — Jugendschriften (Wolfgang-Hamburg) — Schüler-vorstellungen (Theaterdirektor Löwenfeld-Berlin, u. a. Die Tendenz der Reden ging dahin: die Jugend zu lehren, Kunst zu sehen und genießend in sich aufzunehmen, weil die Kunst eine unentbehrliche Ergänzung des Lebens ist. In den Debatten thaten sich besonders die Volksschullehrer hervor. —

— Bei der Versteigerung des Nachlasses des Prinzen Georg von Preußen, die dieser Tage in Berlin stattfand, wurden unter andern für 300 Exemplare der Dichtungen des Prinzen neun Mark erlöst. —